

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 48 (1954)
Heft: 8-9

Artikel: Über die wahre Mission der Kirche : Gedanken eines Arbeiters
Autor: Wagner, Oskar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-139923>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Über die wahre Mission der Kirche

Gedanken eines Arbeiters

Basel, den 13. April 1954

Lieber Hansjörg,

Unsere Diskussion über meinen Brief an das Komitee der Ostasien-Mission anlässlich ihrer Gabensammlung hatte mich veranlaßt, über die Stellung unserer christlichen Kirchen, der katholischen wie der protestantischen, und ihrer Missionen zur sozialen Frage in Ostasien noch etwas eingehender nachzudenken.

Wie ich sah, warst Du mit meiner Auffassung über das mir selbst als äußerst wichtig und notwendig scheinende Werk der Mission nicht ganz einverstanden und hast mich auf den Geist der asiatischen Völker verwiesen, der tiefer gehe als der unsre und vom Geist des Materialismus noch nicht so angefressen sei wie der unsre. Ich konnte Dich darauf hinweisen, daß diese Völker eine ganz andere kulturelle Entwicklung hinter sich haben als die westlichen, da sie sich dem Geldgeist nicht so bedenkelos unterwarfen wie jene — ich erinnere Dich an den Boxeraufstand in China im Jahre 1900 —, wobei ich Dich auf Gandhi, den großen indischen Heiligen, und sein Werk des Friedens und der sozialen Gerechtigkeit hinwies. Wenn Du meinst, daß die Missionsarbeit in Japan immer noch notwendig sei, will ich das absolut nicht bestreiten, im Gegenteil, nur meine ich, sollte das nicht nur allein mit der Bibel und den Hilfsarbeiten der Nächstenliebe im bisher üblichen Sinn geschehen, sondern so, wie es der bedeutende japanische Christ, Sozialist und Gewerkschaftsführer in seinem Heimatland getan hat und wie es heute die standhaften katholischen *Arbeiterpriester* in Frankreich tun: mit der Aufklärungsarbeit des japanischen Volkes über die herrschende, vornehmlich die unterentwickelten Völker Asiens, Afrikas und Südamerikas ausbeutende kapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Mit dieser Sache sollte sich endlich auch die Mission beschäftigen, denn von den Predigten, der christlichen Erziehungsarbeit und Wohltätigkeit allein wird der geistige und leibliche Notstand dieser Völker nicht überwunden und das zum Teil jahrhundertlang von den Weißen ihnen angetane Unrecht nicht aus der Welt geschafft. Jetzt rächt sich für unsre Kirchen an ihrem Missionswerk das *Nicht-sehen-Wollen* all des wirtschaftlichen und politischen Unrechts an diesen Völkern und ihr Schweigen darüber vor denen, die die Macht gehabt hätten, solches zu verhindern. Hätten diese das nicht getan, weil es natürlich gegen ihr Wesen und Interesse gewesen wäre, so wäre wenigstens die Mission vor Gott gerechtfertigt gewesen. Darüber hat vor zehn Jahren Herr Dr. Kramer aus Genf ein ganz unmißverständliches Wort gesprochen. Solche ernsthaften Stimmen haben sich bis heute immer wieder vernehmen lassen, fanden aber bei den meisten unsrer Kirchlichen, hauptsächlich den Bemittelten, taube

Ohren. Diese erfuhrn wohl aus Missionsberichten und Bildern von der wirtschaftlichen Not der Heidenvölker, hatten aber solche am eigenen Leib noch nie erfahren und konnten und wollten zum Teil auch nicht wissen, wie sie tut. Hierzulande zum Beispiel meinen nämlich viele immer noch, die wirtschaftlichen Verhältnisse seien heute so viel besser geworden als früher, weil heute 8000 bis 10 000 Franken bei ihnen als Normallohn für einen Arbeiter gerechnet werden und sie es nicht glauben können, daß es immer noch gar viele solcher gibt, die mit 4000 bis 6000 Franken mit ihrer Familie sich durchs Leben schlagen müssen, aber ebenso gut ein Anrecht auf ein menschenwürdiges Leben hätten wie jene mit 8000 bis 10 000 und mehr Franken. Wobei diese sich von jenen noch belehren lassen müssen, wie sie mit diesem Almosen mit Frau und Kindern am besten durchkommen könnten, während diese selben Leute eine solche Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung in Grund und Boden verfluchen würden, wenn sie selbst nur für ein Jahr mit solchem Lohn ohne Zusatz ihr Leben fristen müßten. Sie bekommen allerdings keine Gewissensbisse mehr, wenn sie wohlgehalten in einem Berghotel in den Ferien von der Armut im Dorf so gelegentlich etwas vernehmen, so wenig sie daheim einmal ernsthaft darüber nachdenken, wie sich ein ungelernter Arbeiter oder Bauernknecht mit seiner Familie durchs Leben schlägt. Diese Leute finden, daß das nun einmal das Schicksal dieser Mitmenschen sei, in das sie sich halt fügen müssen, und dann sei die Armenpflege ja auch noch da. Wenn schon die Armut in ihrer nächsten Umgebung auf diese gutbürgerlichen Leute keinen Eindruck macht — außer vielleicht einmal in einer Predigt am Sonntag — und weder ihr Verantwortungsgefühl vor Gott noch ihr Schamgefühl weckt, um wie viel weniger werden sie ihrer Mitmenschen, ihrer Mitbrüder und -schwestern im Osten, Süden, Westen und Norden, überall dort, wo diese in der «Romantik der Armut» leben müssen, gedenken.

Siehst Du jetzt, lieber Hansjörg, wohin mich meine Gedanken über die Ostasienmission geführt haben? Und das ist's, was ich den verantwortlichen Leitern unsrer protestantischen Kirche, vereinzelte ausgenommen, immer wieder vorhalten muß: *ihr bewußtes Beiseitestehen* als wohlmeinende Warner in den Kämpfen zwischen Kapital und Arbeit. Diese Leute wissen von der Zusammenballung des Kapitals, des geldlichen Besitzes der Vermöglichen in den Banken und Aktiengesellschaften, welche für dessen höchstmögliche Rendite besorgt sein müssen. Sie müssen aber auch davon wissen, wie dieses Geld zur Mehrwertbildung in Industrie-, Handels- und andern Unternehmungen angelegt ist und dafür Millionen Mitmenschen, Geschöpfe Gottes, von ihm uns verantwortlich überbundene weiße, schwarze, braune und gelbe Mitbrüder und -schwestern, noch zu Hungerlöhnen mit ihren Angehörigen zugunsten der Vermögenssteigerung der Besitzenden ein elendes Erdendasein fristen müssen.

Dieser Gesellschaftszustand ist nicht heutig; man weiß davon schon seit mehr als hundert Jahren. Man weiß von den blutig niedergeschla-

genen Aufständen der ausgebeuteten und entrechtenen Arbeitermassen durch die herrschende Klasse in den einzelnen Ländern. Man weiß aber auch von den gottgläubigen bürgerlichen Männern und Frauen, welche diesen Gesellschaftszustand als direkt gottlos bezeichneten und sich offen und verantwortungsbewußt auf die Seite der Unterdrückten stellten, um ihnen auf irgendeine mögliche Weise Hilfe zu leisten. Die herrschende Klasse vernahm bei uns in der Schweiz die Stimme Pestalozzis, Vinets, Gotthelfs, Kutters, Ragazens und ihres Kreises, in andern Ländern diejenige Gleichgesinnter. Indessen ist die *Gesinnung der Besitzenden* — mit ehrenden Ausnahmen — die alte geblieben. Denk daran, lieber Hansjörg, die bisherigen sozialen Errungenschaften sind nicht das freiwillige, gutherzige Angebot dieser Leute, sondern die Frucht oft harter und langer entbehrungsreicher Kämpfe der sozialistischen Arbeiterschaft. Diese Erfolge weisen auf die Berechtigung dieser Kämpfe und deren Notwendigkeit für eine *Vermenschlichung der Gesellschaft* hin.

Das kann aber leider nicht auf dem Weg der Verständigung zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Macht und Recht, zwischen weltlicher und göttlicher Gerechtigkeit ermöglicht werden, denn die Macht des Geldes ist eine Realität des Teufels. Zwischen dieser und der sozialistischen Arbeiterklasse gibt es keine Verständigung. In diesem Kampf entscheidet allein die höhere Gerechtigkeit. Und daß hier nur um diese gerungen wird, das beweisen die fortlaufenden Erfolge seit den ersten Hungerrevolten der versklavten Arbeiter Mitte des letzten Jahrhunderts in England bis zum heutigen Tag. In dieser Zeit hat es sich bewiesen, daß die sozialistischen Gewerkschaften auf dem rechten Weg und in der gerechten Weise zum vorerwähnten Ziel sind, entgegen allen Hemmnissen der von bürgerlich-kapitalistischer und christlicher Seite aufgezogenen Arbeiter- und Angestelltenverbände. Nicht um den Eigennutz, um den Gemeinnutz, um ein Stück Sonnseite im Leben des Arbeiters, um das Lebensrecht aller Menschen auf der Welt wird hier gerungen, weil diese Erde von ihrem Schöpfer her zum Allgemeingut der Menschen bestimmt worden ist, welcher keine Vorrechte des Besitzes an seinem Eigentum für eine bestimmte Klasse unter den Menschen geschaffen hat. Um die Würde und Freiheit, um das gesicherte Lebensrecht auch des Geringsten, um die Beseitigung der entehrenden Armengenössigkeit wird hier gerungen. In diesem Kampf verspüren wir Sozialisten die treibende Kraft der göttlichen Gerechtigkeit — die leider noch so vielen unter uns verborgen ist —, welche uns des Sieges über die Mächte des Kapitals gewiß sein läßt.

Man beklagt in unsern kirchlichen Kreisen den Rückgang des Almosengebens wegen der staatlichen Fürsorgetätigkeit, durch welche das Liebeswerk der Kirche behindert werde. Demgegenüber finde ich, daß jeder Mensch — ich wiederhole — von Gott her ein Recht auf ein menschenwürdiges Leben hat, und die Gemeinschaft verpflichtet ist, für ein solches besorgt zu sein, wenn eines ihrer Glieder irgendwie verdienstunfähig werden sollte. Wohingegen aber jedes irgendwie arbeitsfähige Glied

entsprechend seinem Vermögen zum Selbstunterhalt sich bemühen muß, um sein Brot in Ehren essen zu können.

Schau, lieber Hansjörg, Du wie ich sind nicht schuld, daß wir geboren und in diese Welt und Menschengemeinschaft hineingestellt worden sind. Das ist alles wohlweisliche, alleinige Fügung Gottes, unseres Schöpfers, in welcher uns, wie allen unseresgleichen, von ihm die Lebensaufgabe gestellt ist, unser Teil an die Fortpflanzung, Erhaltung und Weiterentwicklung dieser Gemeinschaft nach bestem Willen, Wissen und Können, zu deren höchstmöglichem Glück, beizutragen. Folglich muß es auch im ewigen Willen Gottes liegen, daß es die Pflicht dieser Gemeinschaft sein müßte, für die volle Befriedigung der Lebensbedürfnisse jedes einzelnen ihrer Glieder besorgt zu sein. Als Beispiel hierzu sind uns die ersten Christengemeinden und alle später bis heute nachfolgenden christlichen Glaubengemeinschaften auf kommunistischer Grundlage gegeben. Hätte sich je die christliche Menschheit in dieser Form weiterentwickelt, dann hätten auf der ganzen Welt wirtschaftlicher Mangel und Not bei den Menschen nie aufkommen können, aber auch keinerlei Krisen, und vor allem die Kriege nicht! Das Christentum mit seinen Verantwortlichen ging den Weg des jungen Gottesvolkes, der Juden, es schuf sich seine eigenen Götter und opferte ihnen bis heute, wofür es von diesen ihren «Segen» empfängt.

Aber eben: wir leben nun einmal in keiner wirklich christlichen, sondern in einer wirklich egoistischen Welt, in welcher nicht Christus, sondern der Teufel die Realität ist, eine Realität, in welcher nicht der wahre Geist der Liebe und Gerechtigkeit die meisten «Christen» beherrscht, sondern jener des Hasses und seiner Trabanten. Um sich ihres Christseins hie und da zu erinnern, brauchen diese Leute die Wohltätigkeit, welche dann eben doch nur aus ihren Händen, nicht aber aus ihrem Herzen kommt, ansonst sie sich ihres Unrechts einmal bewußt werden müßten. Wie das gemeint ist, könnten sie in Matthäus 5. 23—24, 12. 7 nachlesen. Ein gangbarer Weg, sein Gewissen in dieser Hinsicht zu entlasten, wäre da eine freiwillige Steuererhöhung oder ähnliches. Ein entsprechend bemessener Steuerbetrag wie bei der Altersversicherung, willig entrichtet, wäre bestimmt Gott so wohlgefällig und bei den Menschen so dankens- und ehrenwert wie das Almosengeben. Mistloch der Gnade würde Pestalozzi auch das Almosengeben bezeichnen. Hier möchte ich Dir, lieber Hansjörg, die «Stimme Pestalozzis» von Otto Müller zu lesen und zu überdenken sehr empfehlen.

Das Wohlmeinen unserer kirchlichen Leute in allen Ehren; sie bemühen sich um den Frieden und die Eintracht im Volk. Damit ist aber der Erreger des Unfriedens, des Hasses und der Zwietracht, der nun einmal leider bestehende Klassengegensatz, welchen noch so eindrucksvolle Predigten und Reden nicht aus der Welt schaffen, nicht beseitigt. Das wird erst dann einmal eintreten, wenn das Rezept, welches unser Herr Christus dem reichen Jüngling im Gleichnis gegeben hat, daß er alles, was er habe,

verkaufen und es den Armen geben solle oder, so wie ich es verstehe: den Überfluß seiner eigenen Lebensnotwendigkeiten zugunsten der Beseitigung der Armut nach Apostelgeschichte 2. 45—47 hingeben solle, von den im Überfluß Lebenden befolgt werden wird. Auch hatte es Jesus in seinem Gleichnis von der gerechten Entlohnung der Arbeiter im Weinberg (Matthäus 20. 1, 6—7 und 12—13), meine ich, deutlich genug gemacht, daß jeder Mensch ein Anrecht auf seinen genügenden Lebensunterhalt hat, auch wenn er nicht in der Lage ist, für denselben nach eigener Möglichkeit ganz aufzukommen. Bis diese, göttlichem Rechts- und Gerechtigkeitsempfinden entsprechende Erkenntnis im christlichen Bürgertum wenigstens — vom andern nicht zu reden — einmal aufgebrochen ist und es sich für die materielle und geistige Armut und Not nicht nur im eigenen Land, sondern in der ganzen Welt mitschuldig und mitverantwortlich fühlt, solange werden die Klassengegensätze bestehen und die Kämpfe für die Beseitigung der Armut nicht aufhören. Es gibt nun einmal von Gott her keine gesonderten Lebensrechte für die Besitzenden und keine gesonderten für die Armen, sondern, wenn wir nach der Lehre Christi von der Gotteskindschaft aller Menschen ein und denselben Vater im Himmel haben, so haben wir das Recht, zu glauben, daß dieser Vater für uns alle nur einen Tisch gedeckt hat und er an demselben keine Vorrechte an Speise und Trank und allen andern Lebensnotwendigkeiten an einzelne seiner Kinder eingeräumt haben will. Also sind es einige dieser Kinder selbst, welche sich eigenmächtig, entgegen dem väterlichen Gebot, gewissen- und rücksichtslos auf Kosten der andern, Schwächeren Vorrechte geschaffen haben, welche nun zwischen diesen beiden Parteien zum Streitobjekt geworden sind und es bleiben werden, bis sie beseitigt sind.

Und da beschuldigt das Bürgertum die Sozialisten und Gewerkschafter wegen ihres Klassenkampfgeistes, als ob es ein Unrecht oder Verbrechen wäre, für das Recht auf ein menschenwürdiges Leben der Arbeiterklasse zu kämpfen, zu kämpfen für ihre Klassengenossen in Asien, Afrika und andern Orten in der Welt im Geist der Bruderschaft und der Weltverbundenheit. Und wenn die christlichen Kirchen, unsre evangelische vornehmlich, es mit uns Sozialisten, so wie Blumhardt in Deutschland und Ragaz in der Schweiz und ihresgleichen Kagawa in andern Ländern es taten, gehalten hätten statt mit dem Götz Geld und seinem Anhang, dann stünde es um die wirtschaftliche Gerechtigkeit jedenfalls um manches besser, als es heute ist. Mit dem gemeinsamen Kampf um eine gerechte Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung hätte auch der Glaube an Gott und seine Gerechtigkeit in den Massen der Gottentfremdeten und Heiden wieder mehr Raum gewinnen können, wodurch dem gottlosen, gewaltgläubigen bolschewistischen Kommunismus ein großer Teil seiner Werbekraft entzogen worden oder dessen Aufkommen in seiner heutigen Gestalt überhaupt verunmöglicht worden wäre — und damit die heutige politische Hochspannung und die Weltangst vor der

Atombombe wie die Voraussetzungen jedes Krieges überhaupt beseitigt worden wären.

Aber unsere Kirche stellte sich, zugunsten der herrschenden Klasse, nicht grundsätzlich zu denen von der Landstraße und den Zäunen und ihren Nöten und Bedürfnissen, mußte man an diesen doch jemanden haben, an welchen man vor Gott und den Menschen seine Nächstenliebe in der Wohltätigkeit ins Licht stellen konnte nach dem sonntäglichen Mahnwort: «Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl.» Als ob das alles nicht schon längst überflüssig geworden wäre, wenn seine Güter nach dem Maß seiner Gerechtigkeit unter den Menschen je brüderlich verteilt worden wären. Aber eben, dann wäre es zu einer «schrecklichen» Vermassung, zu einem Ausgleich der gesellschaftlichen Gegensätze gekommen, von der gar viele, die heute in gutbürgerlichen Verhältnissen leben, nichts wissen wollen, weil solches doch ihr Standes- und Erhabenheitsgefühl verletzt hätte: denn man muß doch auch noch unterscheiden können, was gebildet und ungebildet ist!

Das ist's, was mich immer wieder erbittert, dieser einfältige Standesdunkel, dieses hochnäsige Distanzhalten der bessersituirten Gesellschaft von den Niedrigen, ohne deren Dasein sie überhaupt gar keine Lebensmöglichkeit hätten, außer sie müßten sich selbst bedienen. So nehmen jene die Bedürfnisse und Annehmlichkeiten ihres Erdendaseins, ohne sich darüber im mindesten Gedanken zu machen, daß diese es sind, welche mit ihrer Hände und ihres Kopfes Arbeit, unter oft ungenügendem Lohn und Verzichtleistern müssen auf mancherlei Lebensnotwendigkeiten und Freuden, ihr Wohlbefinden ermöglichen. Demgegenüber will ich die oft langen und erbitterten Lohn- und Arbeitszeitkämpfe erwähnen, welche die Arbeiter für ein einigermaßen lebenswertes Dasein für sich und die Ihren führen müssen, wobei mitunter noch um das Existenzminimum gerungen werden muß. Wenn man dann ab und zu von christlicher Seite noch hören muß, daß es so in der Weltordnung Gottes liege, daß es Herren und Knechte geben müsse und es zu Jesu Zeiten schon so gewesen sei und er diese Ordnung gebilligt habe, dann will einem das Blut schon in Wallung kommen ob solcher Einsichts- und Herzlosigkeit. Als ob Jesus je einen solchen Gesellschaftszustand als einen gerechten, gottgewollten gebilligt hätte, als ob nicht gerade er, wie die Propheten im Alten Bund, mit aller Schärfe gegen die Ausbeutung der Armen auf seine Weise losgezogen hätte, weshalb er dann den ganzen Haß der Reichen und der kirchlichen Obrigkeit, die zugleich auch die staatliche war, auf sich gezogen und zuletzt von ihnen als Volksverhetzer und Gotteslästerer ans Kreuz gebracht worden ist. Und wie viele edeldenkende Männer und Frauen sind seither, weil sie aus tiefstem Gerechtigkeitsgefühl und warmer Bruderliebe sich für Unterdrückte und Ausgebeutete selbstlos einsetzen, von weltlichen und kirchlichen Obrigkeitkeiten hingemordet worden. Bei den ersten Christengemeinden hatte sich der wahre Geist Christi, der Geist der wahrhaftigen Bruderliebe, so wie er es wirklich gemeint hatte, offenbart. Dort wurde

dieses Wort in die praktische Tat umgesetzt, dort wurde aber auch verstanden, was der Herr Christus noch mit dem andern Wort (Joh. 18. 36), «Mein Reich ist nicht von dieser Welt», gemeint hatte. Darum galt für diese Christen nicht das Sittengesetz dieser Welt als das oberste, sondern das Gesetz Gottes und die überlieferten Anweisungen ihres gekreuzigten und auferstandenen lebendigen Herrn und Meisters, für welchen sie aber auch zu leiden und zu sterben bereit waren, was bekanntlich nicht ausblieb. Das wurde dann freilich anders, als diese Brüdergemeinden sich zur festorganisierten Kirche entwickelten und diese mit der Staatsobrigkeit, dem «Kaiser», und dem öffentlichen Leben ins Einvernehmen kam und sie sich gegenseitig anpaßten. Es kam einerseits zur Verkirchlichung des Staates, anderseits zur Verstaatlichung der Kirche. Damit hatte die Kirche ihre Freiheit verloren. Damit verflog aber auch der Geist der verbindenden Liebe, der wahren Brüderlichkeit der Gemeindeglieder untereinander, wodurch dem Geist der Eigeninteressen, dem Geist dieser Welt das Eindringen in die Gemeinschaft ermöglicht wurde. Daraus entwickelte sich dann ein Christentum, welches notwendigerweise zur Reformation führen mußte.

Auf der Zinne des Tempels in Jerusalem und auf jenem Berg, auf welchem der Geist des Bösen an Jesus vor seinem Antritt in seine Verkündigung der Botschaft vom Reich Gottes herantrat, um ihn davon abzuhalten, hatte sich für die kommende Menschheit ganz Gewaltiges entschieden. Dort wurde durch die Standhaftigkeit Christi der nun beginnende Kampf zwischen dem Geist des Guten und dem Geist des Bösen in der Welt, zwischen Gott und dem Satan in den Herzen der Menschen eröffnet. Und nun verkündete Jesus mit der Aufnahme seiner Lehrtätigkeit die Botschaft vom Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit und daß vor Gott alle Menschen seine Kinder und als solche zum ewigen Leben berufen seien, wenn sie ihre Lebensweise nach seinen Geboten einrichten würden. Die Welt Gottes der wahren Freiheit, Gerechtigkeit und Liebe war den Menschen jetzt aufgetan, an ihnen lag es nun, die Welt in diesem Geist einzurichten. Ihnen war es jetzt in völliger Freiheit überlassen, für welchen dieser beiden Geister sie sich entscheiden, zu welchem sie sich bekennen, nach welchem sie ihren Lebenswandel gestalten wollten. Für diese Entscheidung hatte Jesus als der Sohn Gottes und dessen Stellvertreter auf Erden die klare Weisung gegeben: «Wer nicht für uns ist, ist wider uns», und mit seinem Hinweis, daß sein Reich nicht von dieser Welt, der des Irdischen, Vergänglichen, Ungöttlichen, sei, hatte er aber auch deutlich gemacht, daß die Menschen sich zwischen dem Geist des Guten und dem Geist des Bösen zu entscheiden haben.

Da regt sich in mir die Frage: Wo steht die sich als christlich bezeichnende Menschheit heute? Ich für meinen Teil glaube: vor der Selbstvernichtung unter Einbezug der Ungläubigen und Heiden. Denn mit einer Sinnesänderung in Hinsicht auf die Abkehr vom Glauben an das Geld und die dessen Interessen schützende staatliche Gewalt, die heute noch

für viele eine Idealgemeinschaft bedeutet, ist weder bei den Ungläubigen noch den Heiden — außer einmal in Indien — und noch viel weniger bei unsren Christen zu rechnen. Diese zwei irdischen Mächte, Geld und Gewalt, sind heute noch eine *untrennbare Einheit*; die eine ist, um bestehen zu können, auf die andere angewiesen. Wird der Macht Militär das Geld entzogen, so wird ihm sein Lebensnerv durchschnitten; wird der Geldmacht ihre Stütze, die verstärkte Polizei, das Militär, entzogen, wird ihr das Rückgrat gebrochen. Diese beiden Mächte sind das *geistige Fundament* unsrer heutigen bürgerlichen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung mit ihren Krisen- und Kriegsgefahren und verursachen als solche die *herrschende Weltangst*. Dieses ist wiederum die Folge des *Abgleitens* der herrschenden Gesellschaft von der *Ordnung Gottes*, um sich selbst eine Ordnung zu geben, welche ihren *eigenen Interessen entsprach*. Die sich in derselben nun bildenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gegensätze mußten zu den Spannungen führen, welche heute zu einer höchsten Lebensgefahr für alle Völker geworden ist. Diese haben sich innerlich von Gott und seinem Gesetz gelöst, was besteht, ist Schein.

Wir wollen diese Gedanken noch ein wenig weiterspinnen, lieber Hansjörg, da wir gerade von der Kriegsangst sprachen:

Diese Christen, voran ihre politischen und kirchlichen Obrigkeit, stellen sich als *Nationalisten* — mit *wenig Ausnahmen* — aus falsch verstandener Vaterlandsliebe gegen das Gebot Gottes «Du sollst nicht töten», getreu ihren Vorfahren, welche das Vaterland als *heilig* erklärten und mit diesem das Volk zum *Götzen* erhoben haben, um dessetwillen sie bereit sein müssen, massenweise unschuldige Mitmenschen zu töten oder sich selbst für Vaterland und Volk töten zu lassen. Sie haben das Geld, ihre Wissenschaft, Technik und Wirtschaft zu ihren *Götzen* erhoben, indem sie diese höher achten als Gott und dessen Schöpfung selbst, insbesondere sein Ebenbild, den Menschen, welche beide sie, ihrer göttlichen Bestimmung entgegen, um des Geldes und irdischer Güter willen missbrauchen. Sie haben den Sonntag, den Tag des Herrn, zum *Götzen* erhoben, indem sie ihn um des Geldes willen zum *Markttag*, zum geistlosen Sport- und Vergnügungsbetrieb erniedrigten. Daß die Mißachtung nur dieser Gebote folgerichtig auch die *aller andern* in sich schließt, ist nur natürlich, wenn man bedenkt, daß *Götzendienst Abfall von Gott* bedeutet. Deshalb bin ich fest überzeugt, wenn Christus heute als unbekannter Wanderprediger in unsre oder eine andere Stadt oder aufs Land hinaus käme und in demselben Geist auftreten würde wie einst, würde er genau das selbe Schicksal von den Herrschenden und dem von ihnen aufgehetzten Volk erleiden müssen wie damals, natürlich nur in anderer äußerer Gestaltung. Denn die Verhältnisse sind wohl andere geworden, der Menschengeist ist aber der *selbe* geblieben. Wie damals würde der Herr Christus auch uns Christen sagen, und dazu wahrscheinlich noch mit ganz anderer Betonung: *Mein Reich ist nicht von dieser Welt*. Womit er doch

sicher nichts anderes als das Leben und Treiben der menschlichen Gesellschaft in dieser unsrer Welt gemeint haben kann. Denn seit Jahrhunder-ten wird von unsren Kirchen, als den Verwaltern der Botschaft des Herrn Christus, das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und sein Evangelium von der Bruder- und Feindesliebe fast täglich irgendwie verkündet; in-dessen stehen wir vielleicht unmittelbar vor einem neuen Krieg, in wel-chem die Menschen, als Auswirkung ihrer gegenseitigen Feindschaft, auf sich selbst, das heißt die einen gegen die andern Völker, Feuer «vom Himmel» regnen lassen, worin sie mit aller andern Kreatur elendiglich verbrennen.

Hier werden dann wohl unsre Kirchenobrigkeiten ihre Hände, wie Pilatus, in Unschuld waschen und sagen: Hieran sind wir uns keiner Schuld bewußt, wir haben immer gewarnt, immer den Frieden und die Liebe verkündet. Da stellt sich für mich die schwerwiegende Frage, lieber Hansjörg: Wessen Schuld sollte es dann sein? Etwa die der Ungläubigen oder der Heiden? Oder nicht auch unsere und die aller christlichen Kirchen? Bei jenen ist es unbestritten, denn ihr Gott, ihr Höchstes und Heiligstes, ist ihr Ich innerhalb ihrer Zwangsgemeinschaft. Die christlichen Kirchen aber werden sich bei ehrlicher, offener Selbstprüfung von der Mitschuld nicht freisprechen können, denn sie haben es seit dem Ende der Christenverfolgungen und später beim Aufkommen des Nationalismus vor 150 Jahren unterlassen, sich entschieden und furchtlos dem Geist der Gewalt, dem Kriegsgeist, dem Geist dieser Welt zu widersetzen, um dem Geist Jesu Christi, des Fürsten des Friedens und der Liebe, des Reiches Gottes, freie Bahn zu schaffen. Diese Kirchen sind ihrem Herrn und Meister, in dessen Namen und Vollmacht sie seine Lehre bis heute verkündigten, nicht nachgefolgt. Sie haben an ihm gehandelt wie Petrus vor dem dritten Hahnenschrei, an ihm, der eine Weile vorher zu diesem sagte: «Stecke dein Schwert in die Scheide, denn wer zum Schwert greift, wird durchs Schwert umkommen.» Womit er seinen damaligen und den kommenden Nachfolgern durch alle Zeiten eindeutig und klar den Weg zu seinem Reich der Gewaltlosigkeit und Feindesliebe gewiesen hatte, welchen die Frühchristen glaubensmutig und treu bis in den Märtyrertod gegangen sind. Für diese Zeugen gab es keine Neutralität in Glaubens-dingen, sie gaben dem Kaiser, was des Kaisers war, sofern sie es mit ihrem Glauben vereinbaren konnten, vorerst aber Gott, was Gottes ist. Was ihnen dann allerdings von seiten des Kaisers Gefängnis und noch Schwereres eintrug — bis sich die später aus den Gemeinden heraus organisierte Kirche mit dem Kaiser versöhnte, sein Freund wurde, bei ihm zu Ehren kam und sich seines Schutzes erfreuen konnte bis zum heu-tigen Tag.

Diese Freundschaften hatten sich gelohnt. Denn seither konnten ihre Schafe mitsamt ihren Hirten in Frieden leben, da die Kirchen für die Sache des Kaisers, das heißt der jeweils herrschenden politischen Macht-haber, Verständnis fanden, bis an Einzelne oder Gruppen, welche am

Glauben festhielten, daß Christi Reich nicht von dieser Welt sei, in welcher der Geist des Bösen seine Macht aufgerichtet hat, der zu dienen sie sich weigerten. Denn nach ihrer Glaubensauffassung hatte Jesus nicht für die Interessen der Mächte dieser Welt gelebt, gelitten und ist für sie gestorben, sondern für die Welt seines Vaters, welche er den Menschen offenbarte. Deshalb kann niemand von Jesus den Auftrag erhalten haben, seiner Lehre und seinen Worten einen andern Sinn zu unterlegen als den, wie ihn die Urkundenschrift, die Bibel, wiedergibt. Deren Sinnesumdeutung besorgten dann eigenmächtig, als «göttliche Eingebung», als «geistige Erleuchtung» von oben, die jeweiligen Kirchenobrigkeiten nach dem Stand wissenschaftlicher Erkenntnis im Interesse ihres «kaiserlichen Freundes», welcher sie dafür *in seine Fürsorge nahm* und ihr Wissen vom Reich Gottes wie die übrigen Wissenschaften zum Lehrfach an seinen Hochschulen erhob. Aus dem schlichten Laienpredigeramt der Apostelzeit wurde ein solches der Hochschulbildung.

Vom römischen Kaiser Konstantin an, welcher im Jahre 325 das Christentum zur Staatsreligion erhoben hatte, kamen im Lauf der seither vergangenen Jahrhunderte andere kaiserliche, königliche, republikanische, diktatorische Obrigkeiten an die Macht, mit welch ersteren drei die Kirchen befreundet blieben, während sie sich den letzteren gegenüber den Umständen entsprechend gefügig erwiesen, vornehmlich die katholische Mussolini gegenüber. Unter dem Schutz der weltlichen Obrigkeit und deren Fürsorge fühlten sich die Kirchen gesichert, wofür diese sich dann auch auf ihre Weise dankbar zeigten. Gestützt auf das Wort des Apostels Paulus (Römer 13, 1—7) «Seid untertan der Obrigkeit... die ist von Gott verordnet» — ob es die kommunistische wohl auch ist? — brachten die Kirchen es fertig, das Gebot Jesu Christi (Matthäus 22, 21—22) «Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, Gott aber, was Gottes ist» in Übereinstimmung mit dem Gebot des Paulus zu bringen, und konstruierten daraus für ihre Gläubigen die Gehorsamspflicht dem «Kaiser» und seinen Gesetzen gegenüber bis zum heutigen Tag. Diese Paarung führte dann zur Vermischung des Gesetzes Gottes mit dem heidnischen Gesetz und umgekehrt zur Durchsetzung des urchristlichen Glaubensgutes mit dem des heidnischen, was in bezug auf die Gewaltanwendung ganz eindeutig zum Ausdruck kam. Hier erlitt die Friedens- und Heilsbotschaft Christi, und mit ihr der christliche Glaube, ihre tiefste Erniedrigung, welche sich bis heute erhalten hat! Kein Wunder, wenn er seine ihm innenwohnende revolutionäre Kraft verloren hat. Damit wurde das Gebot Gottes «Du sollst nicht töten» erledigt und den «christlichen» Obrigkeiten freie Bahn geschaffen für die Interessen ihrer Völker, das heißt deren herrschender Schicht, die Gewalt nach ihrem Gutdünken spielen zu lassen, sogar gegen ihre eigenen, gegen die Unterdrückung und Ausbeutung seitens dieser Schicht sich wehrenden Bürger.

Das alles wurde und wird von den Kirchen, weil nach Paulus in der «Ordnung Gottes» liegend, als zu Recht bestehend geschützt und mit der

Bejahung der Gewalt der Krieg gerechtfertigt und als Fügung oder Strafe Gottes — als ob Krieg nicht allein verschuldetes Menschenwerk wäre und im Widerspruch zu Gottes Willen stünde — hingenommen. Aber auch mit der Befürwortung einer sogenannten Polizeiaktion gegen einen gefährlich werdenden Feind wird diese zum Krieg, denn auch das widerspricht dem Gebot der Feindesliebe und dem des Nichtwiderstehens, wie es unser Herr und Meister gelehrt hat, worüber wir Christen uns von einem großen Heiligen der Heiden, Mahatma Gandhi, belehren und beschämen lassen müssen! Wie könnte übrigens auch eine Polizeiaktion mit der Bergpredigt in Übereinstimmung gebracht werden, ohne jenen Prediger auszuschalten?

Ist es denn immer noch genug an den vielen Tausenden von Blutzeugen, Verbannten und Eingekerkerten, welche um ihrer Glaubenstreue willen schon gelitten haben und in europäischen Ländern, in Rußland, seinen Satellitenländern und in Spanien, heute noch leiden; die anklagend ihre Stimmen gegen die Kirchen wegen ihrer Untreue gegen ihren Herrn erheben, wovon die schreiendsten nicht jene gegen die Gewalt des «Kaisers», der herrschenden Klasse, sind, sondern jene gegen die Verfolgung der Angehörigen der einen christlichen Glaubensrichtung gegen die andere unter dortigem «kaiserlichem» Schutz. Für diese, auf den höchsten Herrn, auf Gott, als dessen Werkzeug sich berufende Staatsgewalt halten es unsre Kirchen immer noch für notwendig, ihr ihre Geistlichen als Seelenhirten in militärischer Uniform als Feldprediger zur Verfügung zu stellen. Wobei es sich hier doch weniger darum handelt, die Bürger im Wehrkleid auf die Gebote Gottes, zum Beispiel des Nicht-Tötens, oder auf den Sinn der Bergpredigt hinzuweisen, sondern ihnen ihre Soldatenpflicht im Kriegsfall gegenüber dem «gottgegebenen heiligen Vaterland» ins Gewissen zu rufen. Als ob das in Zivilkleidern nicht auch ginge. Wie meinte es doch der Herr Christus, der so sagte: Mein Reich ist nicht von dieser Welt; tut niemandem Gewalt an; liebet eure Feinde; vergeltet nicht Böses mit Bösem und ähnliches mehr?

Die Bejahung der Gewalt ist unsren Kirchen zum Fluch geworden, welchen sie mit noch so hohen Kirchtürmen, noch so großen und feierlichen Prozessionen oder Kirchenkonferenzen, noch so schönen Predigten, noch so langen Gebetswochen nicht werden bannen können, außer sie bekennen sich mit der Tat und der Wahrheit zu dem von dieser Welt Gekreuzigten und zu seiner Botschaft vom Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, will heißen: zum urchristlichen Gemeinschaftsgeist, da man weder Eigentum noch Standesunterschiede kannte, da von den Gütern, die sie hatten, keiner sagte, daß sie sein seien, und da einer dem andern jederzeit zum Dienst bereit war.

Du wirst mir, lieber Hansjörg, mit noch vielen entgegenhalten: Wir leben noch nicht im Jenseits, in Utopia, sondern immer noch im Diesseits, in einer Welt der harten, unerbittlichen Realitäten. Einverstanden. Aber welche Realitäten gelten für die christlichen Kirchen als die nächstliegen-

den? Diejenigen der weltlichen oder diejenigen der göttlichen Obrigkeit? Darüber wird wohl bald einmal entschieden werden müssen. Vielleicht ist unsren Kirchen noch eine Gnadenfrist eingeräumt, sich für die eine oder andere dieser Realitäten zu entscheiden, bevor die heutige Menschheit mit all ihrem Geld, ihrer hohen Wissenschaft und Technik als Endergebnis ihrer Leistungen unsre wundervolle, erhabene Schöpfung Gottes in ein einziges ungeheures Gift- und Flammenmeer verwandelt, in welchem sie elendiglich zugrunde geht.

Ich muß Schluß machen, lieber Hansjörg. Du siehst jetzt, wohin ich mit meinem Nachsinnen über die Ostasien-Mission gekommen bin. Du bist jedenfalls mit verschiedenem, was hier steht, wieder nicht einverstanden, wenn Du aber ein wenig darüber nachdenken willst, soll's mich freuen.

Damit grüße ich Dich herzlich, und auf Wiedersehen.

Dein Oskar Wagner.

Die „endzeitliche“ Gestalt der „sozialen Frage“

Bei der Erörterung der «sozialen Frage» (also auch des «Sozialismus») bleibt die wichtige Kategorie der «Zeit und Stunde», in der die Frage hier und heute steht, meist außer Betracht, so daß die «Problematik» mehr oder weniger abstrakt oder «ideologisch» behandelt wird. Es kommt nicht in den Blick, daß die Stunde, in der die Frage steht, «sehr vorgerückt» ist, daß daher die Antwort «sehr bald» gegeben und eben gerade das, was diese (vorgerückte) Stunde fragt, beantwortet werden muß.

Die «soziale Frage», hier und heute mit letzter Dringlichkeit gestellt, ist eine Frage geworden, die nun «auf Leben und Tod der Gesellschaft» geht, weil ihr in mehr als hundert Jahren keine zureichende Antwort zuteil geworden ist. Man muß sich der Glut dieser «brennenden» Frage aussetzen, um in tiefster Seele zu spüren, welche Not denn hier brennt; so wird man «engagiert», in der «Existenz» getroffen (nicht nur im — wissenschaftlichen — Bewußtsein) und vermag zu erkennen, daß diese «soziale Frage» hier und heute mehr als einen «Ismus» als Antwort fordert. Die Geschichte hat gelehrt, daß Ismen immer wieder nur Ismen gebären können, ideologische Früchte der Urmutter Rationalismus, deren Stunde zu Ende geht. Ein Ismus, der spät noch fruchtet, gebiert nur einen vergreisten «Revisionismus», der niemand «begeistert»; versucht er aber, sich mit Leidenschaft zu füllen, so endet er im «Fanatismus». Beide Antworten werden dem Charakter der «sozialen Frage» nicht gerecht.

Die «soziale Frage» wird hier und heute an den «Westen» vom Bolschewismus gestellt. Er selbst ist die fanatische Antwort auf die Frage,